

Hermann Häring

Wo aber sind die neun? (Lk 17, 17)

14. Sonntag nach Trinitatis (Lk 17,11-19)

¹¹Und es begab sich, als er nach Jerusalem wanderte, dass er durch Samarien und Galiläa hin zog. ¹²Und als er in ein Dorf kam, begegneten ihm zehn aussätzigte Männer; die standen von ferne ¹³und erhoben ihre Stimme und sprachen: Jesus, lieber Meister, erbarme dich unser! ¹⁴Und als er sie sah, sprach er zu ihnen: Geht hin und zeigt euch den Priestern! Und es geschah, als sie hingingen, da wurden sie rein. ¹⁵Einer aber unter ihnen, als er sah, dass er gesund geworden war, kehrte er um und pries Gott mit lauter Stimme ¹⁶und fiel nieder auf sein Angesicht zu Jesu Füßen und dankte ihm. Und das war ein Samariter. ¹⁷Jesus aber antwortete und sprach: Sind nicht die zehn rein geworden? Wo sind aber die neun? ¹⁸Hat sich sonst keiner gefunden, der wieder umkehrte, um Gott die Ehre zu geben, als nur dieser Fremde? ¹⁹Und er sprach zu ihm: Steh auf, geh hin; dein Glaube hat dir geholfen.

1. Ausgesetzt sein

In der Lesung haben wir eine ergreifende Geschichte gehört. Sie ist von Enttäuschung geprägt. Sie beginnt im Stil anderer Wunderheilungen, die wir aus den Evangelien kennen. Konkret geht es um zehn an Lepra erkrankte Menschen, damals unheilbare Nichtse, denen nur noch Warnung vor sich selbst, Hilfeschreie und Verzweiflung blieben. Es geht um Aus*sätzigte, also ausgesetzte Menschen, für immer von der menschlichen Gemeinschaft ausgestoßen. Körperliche Kontakte mit Anderen sind für sie tabu und im damaligen Judentum gelten sie als die Opfer göttlicher Strafe. „Selber schuld“, gab man ihnen wortlos oder in giftigen Bemerkungen zu verstehen, so wie es heute oft sozial Deklassierte, Obdachlose oder hilflose Migranten erfahren. Nach dem jüdischen Philosophen Simon Maimonides (12. Jdt.) bestraft Gott sie für üble Nachrede, Verleumdung und Klatsch, also für soziale Vergehen. Im Mittelalter und weit darüber hinaus gelten sie dann als „bürgerlich tot“. Später werden sie in spezielle Heilanstalten eingeliefert, allenfalls in streng abgeriegelte Vorstädte eingeschlossen, die man später Ghetto genannt hätte. Das Pariser Stadtviertel St. Lazare ist so ein Ghetto gewesen und heute – welche Ironie – eines der luxuriösesten Quartiere der Stadt, aus der solches Elend vertrieben oder weggesperrt ist.

Im schrillen Kontrast zur ihrer verzweifelten Lage steht das Handeln Jesu. Der Text stellt seine prophetische Souveränität heraus. Er belässt es beim bloßen Wort, verrät nicht einmal die Empathie, die ihn ganz offensichtlich bewegt. Eine karge Aufforderung genügt: „Geht hin und zeigt euch den Priestern!“ Welche Priester sind denn gemeint? Sind sie in Galiläa und in Samaria überhaupt zu finden? Natürlich wissen die frühen Christinnen und Christen damals schon mehr, als die Erzählung zunächst verrät: Diese Aus*gesetzten werden wieder zu gesunden Menschen werden, unvermittelt, geradezu aus dem Nichts heraus, ohne jede Hauchung oder Segensgeste, ohne jede Berührung oder lindernde Salbung. Jesu wirkkräftiges, gemeinschaftsstiftendes *Wort* genügt, um sie wieder zu gesunden, gesellschaftlich integrierten Personen zu machen, die in ihre Gemeinschaften zurückkehren, aufgenommenen und mit neuen Kontakten beschenkt werden. Welch ein Glück, welche Lebensrettung aus dem armseligen langsamen Tod, der in ihnen lauerte!

Erst jetzt erst setzt unsere Erzählung den Kontrast, über den wir hier nachdenken wollen: Nur *einer* von den zehn unverhofft Geheilten scheint überhaupt zu verstehen, was da geschehen

ist. Nur der Eine kommt zurück, um Jesus zu danken, und dieser Dank wird zum zentralen Thema der Geschichte. In Jesus bricht sich eine tiefe Enttäuschung Bahn. Es mag ja verständlich sein, dass neun von den Geheilten in ihrem Glück weitergehen, nach Hause eilen, um ihre Angehörigen wieder in die Arme zu schließen. Doch warum denkt nur einer von ihnen darüber nach, was da eigentlich passiert ist, wem er das neue Leben verdankt? Die gedankenlose Oberflächlichkeit der Geretteten wird zum Problem. Und wie beim Gleichnis vom menschenfreundlichen Samariter stellt Jesus ein Mitglied dieser verachteten Außenseitergruppe seinen Volksgenossen als warnendes Beispiel vor Augen. Auch religiöse Menschen sind nicht gegen diese Gedankenlosigkeit gewappnet.

Ich betrachte es als einen Glücksfall, dass wir diese Geschichte heute, also an dem Tag hören, an dem vor 30 Jahren – es war in Chicago - der Grundtext des Weltethos zum ersten Mal verlesen und feierlich bestätigt wurde. Sie gibt uns ein wichtiges Signal. Denn die Stärke der Weltethosidee, die in dieser Kirchengemeinde wohlbekannt, sozusagen zu Hause ist, könnte genau dann zu ihrer Schwäche und zum Anlass eines großen Missverständnisses werden, wenn wir die Dankbarkeit vergessen. Die Weltethosidee rückt die Religionen und unsere Frömmigkeit ja in einen zeitgemäßen, d.h. in einen sehr breiten Horizont mit *welt*-politischen, *welt*-kulturellen, *welt*-wirtschaftlichen und *welt*-religiösen Ausmaßen ein. Das ist unverzichtbar, denn - zumal in dieser Weltstadt - sind wir inzwischen zu *Welt*-bürgern geworden, die mit den globalen Fragen zu Macht oder Entmachtung, Krieg oder Frieden, Niederlage oder Versöhnung oft allzu direkt konfrontiert sind.

Deshalb war es 1993 unabdingbar, für das globale Weltgeschehen endlich gemeinsame Klammern zu finden, die säkular verständlich, die gesellschaftlich, kulturell und politisch wirksam sein können. Die Konstrukteure des Weltethos (Hans Küng ihnen voran) griffen auf vier Grundregeln zurück, die in allen Weltreligionen zu finden sind und eine gemeinsame Zukunft absichern können, wenn man sie nur ernstnimmt. Sie lauten, kurz zusammengefasst: (1) Gewaltlosigkeit und Respekt vor dem Leben, (2) Gerechtigkeit und Fairness, (3) Wahrheit und Wahrhaftigkeit, (4) Verlässlichkeit und gegenseitige Treue. 2018 kam (5) unsere Verantwortung für die Schöpfung, also einen schonenden Umgang mit den Ressourcen der Erde hinzu.

„Na ja“, sagen wohl die Klügsten unter uns, „... nichts Neues unter der Sonne! Diese Imperative mit ihren mosaischen Verboten (nicht töten, lügen, stehlen und ehebrechen) kennen wir schon. Wozu brauchen wir noch das Pathos der Weltreligionen? Reicht uns nicht unsere christliche Ethik?“ Und in der Tat könnte dieser neue, prophetisch visionäre Impuls zu einer Art von wirkungsloser moralischer Wiederaufrüstung verflachen.

Diese Kritik trifft aber nur zu, wenn wir den zutiefst humanen Ursprung und die religiösen Motivationen, also die Erinnerungen an ihre elementaren spirituellen Grundlagen, vergessen. Denn von wo leiten sich diese Grundregeln sowie die Goldene Regel ab? Was gibt ihnen ihre inspirierende Kraft, was ist denn die ursprüngliche religiöse Grundmotivation, die unsere Religionen zu diesen Folgerungen geführt hat?

2. Dankbarkeit als Grunderfahrung

Genau darüber gibt die Jesusgeschichte von den zehn Aussätzigen Auskunft. Es geht ihr um Dank und Dankbarkeit, und diese bilden eine der tiefsten Wurzeln, aus denen in der Menschheitsgeschichte die ungeheuer vielfältigen Religionen mit ihren Gesinnungs-, Haltungs- und Verhaltensregeln erwachsen sind.

Wirklich? Auf den ersten Blick erscheint Dankbarkeit zwar als eine angemessene, doch recht unscheinbare Tugend. Sie vereinfacht den Alltag, mildert bei alltäglichen Interessenskonflikten harte Ecken und Kanten ab und sorgt dafür, dass sich Menschen im täglichen Umgang von anderen anerkannt wissen. Schon Kinder werden dazu angeleitet, „Danke“ zu sagen, und Erwachsene mühen sich redlich darum, dass ihnen zum Ende einer Information, einer Absprache oder eines Kaufs noch ein „Danke“ über die Lippen kommt. In den großen asiatischen Kulturen spielt der Dank im alltäglichen Verhaltenscode wohl eine noch größere Rolle als bei uns.

Warum aber können Dank und Dankbarkeit das Zusammenleben so erleichtern oder (falls sie ausbleiben) Gemeinschaften so massiv vergiften? Offensichtlich haben wir es nicht nur mit einem oberflächlichen Formalismus und einer glättenden Höflichkeitsroutine zu tun. Denn ein zweiter Blick zeigt: Es geht bei Dank und Dankbarkeit um Tieferes, nämlich um eine existentielle Grundhaltung und Grunderfahrung, die in allen Kulturen zu Hause ist, man möchte beinahe sagen: zu Hause sein muss. Denn wenn wir unseren eigenen Lebensweg bewusst und mit einigem Nachdenken verfolgen, dann wird uns bald klar: Die entscheidenden Gaben und Lebens-Mittel haben wir unverdient, vielleicht unerwartet erhalten. Wären wir auf unsere eigene Lebensleistung begrenzt (und hießen wir auch Alexander, Caesar, Napoleon, Elon Musk oder Bill Gates), dann stünde es armselig um uns. Wir besäßen keine Sprache und kein Orientierungsvermögen, keine fünf Sinne, keine Beziehungen, kein Ich und kein Leben. Wir stünden als Nichtse da, es gäbe uns nicht, wir wären nicht einmal aus-gesetzt.

Deshalb ist die hochgepriesene Leistungsgesellschaft, die nur auf Leistung schaut und sich nur aus sich selbst begründen möchte, im Grunde auf Nichts (die Evangelien würden sagen: auf Sand) gebaut. Anders gesagt, dieses Gesellschaftsmodell muss scheitern, wenn es sich seiner Grenzen nicht bewusst wird und seine vorgegebenen existentiellen Grundkonditionen nicht in Demut akzeptiert. Deshalb gehört die Dankbarkeit, dem Lebens- oder Basisvertrauen vergleichbar, zu den lebensnotwendigen, weil sachnotwendigen Grundhaltungen der Menschheit. Mehr noch, es geht um *Grunderfahrungen*, aus denen wir leben oder mit denen wir uns zumindest auseinandersetzen; denn niemand kann dieser Frage verdrängen: Wem habe ich was zu verdanken?

Und glücklich die Menschen, die ihren Dank adressieren können: vielleicht ganz anonym an das Geschick oder etwas verwaschen an die herrschenden Umstände, vielleicht können sie ihren Dank an Menschen adressieren: an ihre Eltern, an hilfreiche Ärzte oder zugewandte Erzieherinnen, einer freundschaftlichen Umgebung, vor allem an die geliebten Partnerinnen und Partner, mit denen sie ihr Leben teilen können oder konnten. Die Dankbarkeitsforschung, die vor allem in den USA zu Hause ist, behauptet: Eine Grundhaltung der Dankbarkeit verleiht uns innere Stabilität und Ausgeglichenheit, vielleicht sogar Gesundheit und ein längeres Leben.

Gewiss, wir sollten nicht naiv sein: Es gibt keine Dankbarkeit an sich, die sich auf Knopfdruck einstellen lässt. Sie hängt immer von konkreten Lebenserfahrungen ab und ordnet sich in diese ein. Solche Erfahrungen sind oft gebrochen und von Enttäuschungen durchsetzt. Dank und Dankbarkeit bieten keine Garantien, bisweilen müssen wir um sie kämpfen. Zudem können auch die Gaben, für die wir dankbar sind, zwiespältig sein, so zwiespältig wie vielleicht die Geberinnen und Geber der Gaben, die uns ihre Dankbarkeit irgendwann zum Vorwurf machen und die Dankes-erfahrung zur Dankes-schuld herabstufen. Schlimm kann schließlich die Erfahrung der Leere sein, die trotz unserer Dankeschwörungen viele Glücklose und Unerfüllte unter uns im Griff hält. Aber auch sie suchen Anlässe zur Dankbarkeit, um-

so mehr, als diese ausbleiben. Wir sind eben auf Beschenktsein und auf Anlässe zur Dankbarkeit angewiesen.

Im Gegenzug dazu haben sich bei den meisten von uns auch Netze und Erzählungen, Erinnerungspools der Dankbarkeit gebildet, in die wir uns gerne einbergen lassen, und nicht nur an Geburts- und Festtagen greifen wir auf sie zurück. Sie bedeuten uns eine wohltuende Abhängigkeit. Sie beglücken uns, weil sie nicht unsere Autonomie nehmen, sondern Geborgenheit gewähren. Ich erinnere mich an den Bericht eines Jugendfreundes. Als Junge kühlte er sich an einem Sommertag im Bach seiner dörflichen Heimat ab. Er tauchte in das erfrischende Wasser unter. Dann, so erzählte er mir, habe er daran denken müssen, dass er vor seiner Geburt im Bauch seiner Mutter ganz in Wasser aufgehoben, zu Hause war und sich wohlfühlte. Das habe ihm ein tiefes Glücksgefühl verschafft.

Ich beneidete ihn um diese Erfahrung, denn mein erstes Untertauchen in ein tieferes Wasser war von Ängsten des Ertrinkens begleitet. Natürlich hat das meinen späteren Dankbarkeitserfahrungen nicht geschadet, mich aber darüber belehrt, dass eine jede Dankbarkeit auch von Gegenerfahrungen begleitet und in dramatische Situationen eingebunden sein kann. Vielleicht tritt bei vielen von uns irgendwann ein innerer Richtungsstreit auf, um die Frage zu lösen, ob wir mehr unserer Dankbarkeit oder mehr unseren Enttäuschungen trauen sollen. Was soll und kann ich von mir letztlich zählen?

3. Religionen, Hüterinnen der Dankbarkeit

Darauf müssen wir alle eine eigene Antwort finden, können dabei aber Folgendes bedenken: Alle uns bekannten Religionen (zumindest die überregionalen, international bedeutsamen und wirksamen unter ihnen) leben ganz wesentlich aus der Grunderfahrung von Dank und Dankbarkeit. In ihren vielfältigen, oft überbordenden Erzählungen und Symbolwelten, Welterklärungen und Weisheitserwägungen bringen sie dieses Danken zum Ausdruck. Denn, so ihr gemeinsamer Schluss: Wir verdanken uns einem letzten Quell, einer letzten Instanz, einem letzten heiligen Namen, dem sich alles verdankt, der uns zu einer Menschheitsfamilie, zu Schwestern und Brüdern macht, weil er uns alle zusammen und am Leben erhält.

Die heiligen Schriften sind voll von Dankbarkeit. „Ich will dir danken aus ganzem Herzen“ und „Mein Gott, ich will dir danken in Ewigkeit“, singen die Psalmen (9,2; 30,13). „Dankt dem Ewigen, denn Er ist gut, denn ewig währt Seine Güte“ sagt Psalm 118 über die Tora. Sie erwartet „Freude und Lust des Herzens“ und Dank für die Güte, die Jahwe seinem Volk erwiesen hat. Dank für Gottes Recht und Barmherzigkeit atmet der Koran und man könnte diese Grundhaltung auch in den Schriften anderer Religionen aufspüren. Mit ihren kleinen und großen Opfern, immer liebevoll arrangierten Geschenken aus Früchten und Blumen bezeugen die Hindus ihre Dankbarkeit in ihren zahllosen Tempeln. Schließlich trägt der zentrale christliche Gottesdienst ursprünglich den Namen „Eucharistie“, also Danksagung. So verwundert es nicht, dass für Martin Luther Dankbarkeit „die wesentliche christliche Haltung“, „das Herz des Evangeliums“ zum Ausdruck bringt.

Soweit wir also in die Religionen hineinschauen: Dank und eine dankbare Grundhaltung werden zu wichtigen Stellvertretern und Wegweisern des Göttlichen selbst, also jenes letzten Ursprungs (was und wer immer es auch sei), dem wir alles verdanken und der in diesen Gaben wirkt. Dies aber spiegelt eine religiöse Urfahrung: Gott und das Göttliche, eine „Letzte Wirklichkeit“ (selbst wenn wir sie „Nirwana“ nennen) ist in allem gegenwärtig, das uns zu Vertrauen und Dank veranlasst.

Vielleicht ist es deshalb angebracht, dass katholische und evangelische Gläubige noch einmal genauer über die von Augustinus geprägte Rechtfertigungslehre nachdenken, in der die Schuldvergebung eine zentrale Rolle spielt. Paulus knüpft in seiner Rechtfertigungslehre an die Geschichte von Abram an, der dankbar der göttlichen Verheißung vertraute, seine Nachkommen seien so zahlreich, die die Sterne am Firmament. (Gen 15,6). Die Anerkennung und Vergebung von Schuld spielte in dieser ersten Rechtfertigungsgeschichte keine Rolle. Allein dieses dankbare Vertrauen, diese wohlbegründete Zukunftshoffnung waren und sind es, die zum innigen Einverständnis zwischen Gott und Abram (dem späteren Abraham) führte. Es geht darum, dass Gott uns bedingungslos annimmt. „Er ist das Ja“ (2 Kor 1,20).

Kommen wir zum Projekt Weltethos zurück. Ethisch, pädagogisch und gesellschaftspolitisch gesehen lebt dieses Projekt (trotz seiner aktuell globalen Schattierungen) nicht einfach von seiner Vielfalt und ständigen Beweglichkeit. Es lebt zugleich davon, dass es sich in diesen Aktivitäten nicht verzettelt, sondern immer auch sein innerstes Fundament präsentiert und präsent hält. Im letzten bleibt es auf die letzte Instanz, den Ursprung, den Geber oder die Geberin aller Gaben, den Grund und das Ziel all seiner Visionen bezogen. Eine letzte, unzerstörbare, wenn Sie so wollen, absolute Dankbarkeit ist die spirituelle Klammer, die unser weltethisches Handeln und Verhalten am Leben hält und dafür sorgt, dass ihre Weisungen nicht zu lästigen Pflicht-Imperativen verkommen.

Allerdings sollten wir den *Realismus* der heutigen Jesuserzählung nicht vergessen: Nur einer der zehn Geheilten kam zurück, um Jesus zu danken. Was halten wir von den anderen neun? Sollte er sie nicht in ihre Lepra zurückstoßen, weil sie ihre Heilung nicht verdienten? Nein, denn sie waren nicht einfach undankbar. Zunächst waren sie wohl mit ihrem eigenen neuen Glück beschäftigt; frohlockend kehrten sie zu ihren Familien zurück. Vielleicht können wir sie als Vertreter einer Gesellschaft betrachten, von der wir sagen, sie sei außengeleitet, vom Glanz der Welt und von ihrem unverhofften Glück betört. So gehe ich davon aus, dass die Erfahrung der Dankbarkeit – bewusst oder unbewusst – auch in den neun anderen schlummerte, für sie aber noch unerkannt blieb. Auch in den Weltreligionen, diesen grandiosen Zeugnissen gelebter Dankbarkeit, sind eine Atmosphäre des Danks und der Dankbarkeit nicht immer selbstverständlich. Zu viele ihrer Vertreter haben die Religionsformen als Pflicht, Gewohnheit oder als Machtsystem übernommen. Wie andere Menschen lassen sie sich von Machtgier, Rechthaberei und Missgunst zerfressen. Sie verbrennen heilige Bücher und träumen von der Ausrottung derer, die sie für ungläubig halten. Das ist bitter und nur schwer zu ertragen.

4. Bewusstwerdung in den Religionen

Umso dringender ist der Appell, den das Weltethos nicht nur an die Welt, sondern auch an die verschwisterten Religionen richtet: Denkt bitte nach, kommt zur Besinnung und kehrt zu den Brunnenstuben Eures elementaren Glaubens zurück. Ihr alle seid Beschenkte und ihr seid da, um den Dank dafür zu feiern. Belebt Eure Netzwerke des Dankes neu und tragt sie in die Welt!

Zugleich aber lautet der Appell an die Religionen: Bildet Euch nicht ein, dass nur Ihr die Beschenkten seid. Wer faktisch beschenkt ist - und wer hat das Leben, die Sinne, die Freude nicht anderswoher empfangen? - trägt mit seinen Geschenken faktisch auch den Ursprung der Geschenke in sich. Dankbarkeit ist immer schon eine Vorstufe, eine implizite Religiosität, denn Gott ist in allen Menschen, in der gesamten Menschheit gegenwärtig. Deshalb gereichen Weltgestaltung und die Arbeit an einer in Frieden versöhnten Menschheit *allen* Menschen zur Ehre, unabhängig ob sie den Schenker aller Gaben ausdrücklich nennen, ihn in den Mitmenschen ehren oder zwar weniger bewusst, dennoch menschenfreundlich leben.

Gott hat alle Menschen in sein Heilsprojekt eingeschlossen, damit macht das Weltethos ernst. Für unsere Religionen ist es Zeit, dieses gemeinsame gottgewollte Ziel endlich gemeinsam anzupacken und zu feiern. Keine kategorischen Imperative, sondern Erfahrungsräume der Dankbarkeit, keine verstaubten Erinnerungen an empfangene Gaben, sondern ihre prophetischen Weiterführungen treiben die Religionen zu ihrem umfassenden Weltinteresse voran. In der katholischen Leseordnung stoßen wir heute auf Röm 13, 8. Dort steht derselbe Appell mit anderen Worten: „Niemandem bleibt etwas schuldig, außer der gegenseitigen Liebe! Wer die andern liebt, hat das Gesetz erfüllt.“ Mehr denn je gilt dies heute, in einer globalisierten, säkularisierten und ernüchterten Welt. Auch sie ist und bleibt uns von Gott geschenkt.

(04.09.2023)